

■ BERNHARD GISSIBL

Das kolonisierte Tier: Zur Ökologie der Kontaktzonen des deutschen Kolonialismus

Die Rolle von Tieren in den Herrschaftsasymmetrien, Wissensordnungen und Kontaktzonen des deutschen Kolonialismus ist bislang allenfalls in Teilaspekten untersucht worden. Zwar sind im Zuge der kulturwissenschaftlichen Neuformierung der deutschen Kolonialgeschichte auch Repräsentationen exotischer Wildtiere in europäischen Zoologischen Gärten,¹ Museen,² Fotografien und Dokumentarfilmen³ in den Fokus der Forschung gerückt. Diese Studien haben das vermeintlich »natürliche« Wildtier seiner Natürlichkeit gründlich beraubt und als Träger durch und durch politischer, exotistischer und kolonialistischer Botschaften identifiziert. Kaum thematisiert wurde bislang jedoch die politischen Dimensionen der Präsenz wilder Tiere in den Kolonialgebieten selbst. Dieser blinde Fleck der neueren Kolonialismusforschung verdankt sich nicht nur den Konjunkturen der deutschen Rezeption der *postcolonial studies*, die sich vorrangig für die Auswirkungen des Kolonialismus auf die kolonisierenden Gesellschaften Europas interessieren. Angesichts einer prinzipiellen Skepsis der Geschichtswissenschaft, ob und inwiefern zu ihrem Untersuchungsgegenstand auch nicht-menschliche Akteure gehören, vermag der soziologisch-kulturwissenschaftliche Konsens nicht zu überraschen, dass es sich beim Kolonialismus um eine durch Sendungs-ideologie und kulturelle Fremdheit charakterisierte, asymmetrische Herrschaftsbeziehung zwischen *menschlichen* Kollektiven handelt.⁴ Das historiographische Zugeständnis von Handlungskompetenz an die nicht-europäischen kolonisierten Gesellschaften ist dabei selbst erst eine Errungenschaft jüngerer Datums; nicht-menschliche Akteure oder die öko-

7

- 1 Nigel Rothfels, *Savages and Beasts. The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore 2002; Christina Wessely, *Künstliche Tiere. Zoologische Gärten und urbane Moderne*, Berlin 2008; Eric L. Ames, *Carl Hagenbeck's Empire of entertainments*, Seattle 2008.
- 2 Britta Lange, *Echt. Unecht. Lebensecht. Menschenbilder im Umlauf*, Berlin 2006; Susanne Köstering, *Natur zum Anschauen. Das Naturkundemuseum des deutschen Kaiserreichs 1871–1914*, Köln, Weimar, Wien 2003; und Carsten Kretschmann, *Räume öffnen sich. Naturhistorische Museen im Deutschland des 19. Jahrhunderts*, Berlin 2006.
- 3 Franziska Torma, *Eine Naturschutzkampagne in der Ära Adenauer. Bernhard Grzimeks Afrikafilme in den Medien der 50er Jahre*, München 2004; Johannes Paulmann, *Jenseits von Eden. Kolonialismus, Zeitkritik und wissenschaftlicher Naturschutz in Bernhard Grzimeks Tierfilmen der 50er Jahre*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 56 (2008), S. 541–560; Bernhard Gißibl, *Exotische Natururkunden. Tierfotografie im Kontext des deutschen Kolonialismus*, in: Ute Eskildsen/Hans-Jürgen Lehtreck (Hg.), *nützlich, süß und museal: Das fotografierte Tier*, Göttingen 2005, S. 60–69; Michael Flitner, *Inszenierte Natur, postkoloniale Erinnerung: »Serengeneti darf nicht sterben«*, in: Ders./Julia Lossau (Hg.), *Themenorte*, Münster 2005, S. 107–124, sowie die Beiträge von Vinzenz Hediger und Hendrik Pletz in Maren Möhring/Massimo Perinelli/Olaf Stieglitz (Hg.), *Tiere im Film. Eine Menschheitsgeschichte der Moderne*, Köln, Weimar, Wien 2009.
- 4 Trutz von Trotha, *Was war Kolonialismus? Einige zusammenfassende Befunde zur Soziologie und Geschichte des Kolonialismus und der Kolonialherrschaft*, in: *Saeculum* 55 (2004), S. 49–95, Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 1995, S. 21.

logischen Dimensionen des europäischen Kolonialismus spielen zumal in der deutschen Diskussion kaum eine Rolle.⁵

Ein Blick auf die Empirie legt jedoch eine ökologische Erweiterung der kolonialen Herrschaftsbeziehung nahe. So hatten die Zeitgenossen selbst ein umfassenderes Verständnis des Charakters europäischer Expansion. Der Leipziger Wirtschaftsgeograph Ernst Friedrich beschrieb beispielsweise 1904 systematisch die ökologischen Dimensionen des europäischen Kolonialismus und wies eindringlich auf die Aspekte nicht-nachhaltiger »Raubwirtschaft« und die damit verbundene Transformation und weitgehende Degradation außereuropäischer Umwelten hin.⁶ Wie die meisten seiner Zeitgenossen sprach Friedrich nicht von Kolonialismus, sondern von *Kolonisation*, worunter einer maßgeblichen Definition des Kolonialstaatssekretärs Bernhard Dernburg zufolge die Landnahme und »Nutzbarmachung des Bodens, seiner Schätze, der Flora, der Fauna und vor allem der Menschen zugunsten der Wirtschaft der kolonisierenden Nation« zu verstehen sei.⁷ Nimmt man diesen Anspruch der Kolonialherren ernst, so gehörten Tier- und Pflanzenwelt unweigerlich zur totalen Formation kolonialer Herrschaft. Folgerichtig müssen auch sie Gegenstand eines »grünen Postkolonialismus« sein, der die Ökologie kolonialer Herrschaft wie auch die ökologischen Implikationen kolonialer Kategorien, Wissensformationen und Naturverhältnisse kritisch reflektiert.⁸

Die Jahrhunderte europäischer Expansion bieten genügend Beispiele, wie nachhaltig die jeweils vorgefundene Flora und Fauna oder die Eigenschaften des von europäischen Siedlern gewollt oder ungewollt importierten biologischen Gepäcks den Charakter, die Geschwindigkeit und den »Erfolg« kolonialer Herrschaft, Besiedlung, Ausbeutung und Entwicklung prägten. Ob Krankheitserreger in Südamerika, Schafe in Australien oder Mexiko, Kühe an der nordamerikanischen Siedlungsgrenze oder Rinderpestviren in Ost- und Südafrika: Ökologische Eingriffe seitens der Kolonisierenden entfalteten eine Dynamik, die sich oft der Kontrolle der Kolonialherren entzog. Die spezifische Ausprägung und Richtung kolonialer »Entwicklung« war daher immer auch ein Effekt der *multiple agencies* von Menschen, Tieren, Böden und Pflanzen.⁹ Im Rahmen einer ökologischen Erweiterung der kolonialen

5 Kaum rezipierte Ausnahmen bilden Jürgen Herzog, *Kolonialismus und Ökologie im Kontext der Geschichte Tansanias. Plädoyer für eine historische Umweltforschung*, Berlin 1994; und Achim von Oppen, Matuta, *Landkonflikte, Ökologie und Entwicklung in der Geschichte Tansanias*, in: Ulrich van der Heyden/ders. (Hg.), *Tanzania: Koloniale Vergangenheit und neuer Aufbruch*, Münster 1996, S. 47–84.

6 Ernst Friedrich, *Wesen und Verbreitung der »Raubwirtschaft«*, in: Dr. A. Petermann's Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt 50 (1904), S. 68–79, 92–95.

7 Bernhard Dernburg, *Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge*, Berlin 1907, S. 5.

8 Graham Huggan/Helen Tiffin, *Green Postcolonialism*, in: *Interventions* 9 (2007), S. 1–11; William M. Adams/Martin Mulligan (Hg.), *Decolonizing Nature. Strategies for Conservation in a Post-colonial Era*, London 2003.

9 Alfred Crosby, *Ecological Imperialism. The Biological Expansion of Europe, 900–1900*, Cambridge 1986; Virginia DeJohn Anderson, *Creatures of Empire. How Domestic Animals transformed early America*, Oxford 2004; Elinor Melville, *A Plague of Sheep. Environmental Consequences of the Conquest of Mexico*, Cambridge 1994; William Beinart, *The Rise of Conservation in South Africa. Settlers, livestock and the environment 1770–1950*, Oxford 2003; Greg Bankoff/Sandra Swart, *Breeds of Empire. The »Invention« of the Horse in the Philippines and Southern Africa, 1500–1950*, Kopenhagen 2007; Clive A. Spinage, *Cattle Plague. A History*, Boston 2003.

Herrschaftsbeziehung müssen daher auch nicht-menschliche Akteure explizit berücksichtigt werden. Der koloniale Herrschaftsanspruch realisierte sich auch über die Körper von Tieren; tierisches Handeln forderte menschliches Handeln heraus und war an der Schaffung von für den Kolonialismus als Herrschaftssystem konstitutiven sozialen und kulturellen Realitäten beteiligt. Die selbst- und fremdbestimmten Aktivitäten von Tieren müssen allein deshalb schon Gegenstand der Geschichtsschreibung sein, weil sie in Relation zu menschlichem Handeln standen und somit sozial relevant waren. Indem es sich einer ontologischen Zuschreibung von *agency* als Status, den die einen haben, die anderen nicht, verweigert, umgeht ein solch relationales und prozessuales Verständnis tierischer *agency* zudem die von der Geschichtswissenschaft ohnehin nicht zu entscheidende Frage, ob *agency* nun Intentionalität, Persönlichkeit, Handlungsfreiheit, Selbstbewusstsein oder bloße »Wirkungsmacht« impliziert.¹⁰ Damit erweitert sich die Zahl der Akteure in den Kontaktzonen kolonialer Herrschaft, die in der postkolonialen Geschichtsschreibung bislang primär als Räume transkultureller sozialer Interaktion verstanden worden sind.¹¹ Sie müssen um ihre materielle und ökologische Dimension ergänzt werden.

Gibt es aus der Perspektive der Kolonialismusforschung gute Gründe, sich näher mit der Rolle von Tieren zu beschäftigen, so könnten auch die zuletzt verstärkt diskutierten *human-animal studies* von einer global- und umweltgeschichtlich reflektierten Herangehensweise an ihren Gegenstand profitieren. Zumindest die jüngsten deutschsprachigen Bestandsaufnahmen und Überlegungen zu Gegenstand, Fragestellung und Methodik einer »Tiergeschichte« blieben weitgehend auf die kontinentaleuropäische Erfahrung der letzten beiden Jahrhunderte beschränkt. Anders als die seit Jahrzehnten bestehende Forschungstradition in der anglo-amerikanischen Umweltgeschichte¹² hat die geschichtswissenschaftliche Beschäftigung mit dem Tier hierzulande die für ihren Untersuchungsgegenstand fundamentalen Paradigmen von Kolonialismus, Jagd und Naturschutz allenfalls gestreift.¹³

Damit vergibt sich die geschichtswissenschaftliche Forschung zu Tieren allerdings die Möglichkeit, auf einem genuin transdisziplinären Forschungsfeld den Dialog mit Anthropologie, Ethnologie, der historischen Geographie, der Verhaltensbiologie und mit Umweltwissenschaften wie der *conservation biology* oder der *wildlife ecology* zu führen. Deren Wissen über das Tier kann kritisch-konstruktivistisch auf seine Erkenntnisbedingungen und -grundlagen hin untersucht und gleichzeitig für ein komplexeres Verständnis vergangener

10 Vgl. Kersty Hobson, *Political animals? On animals as subjects in an enlarged political geography*, in: *Political Geography* 26 (2007), S. 250–267, und Susan Pearson/Mary Weismantel, *Gibt es das Tier? Sozialtheoretische Reflexionen*, in: Dorothee Brantz/Christof Mauch (Hg.), *Tierische Geschichte. Die Beziehung von Mensch und Tier in der Kultur der Moderne*, Paderborn u. a. 2010, S. 379–399.

11 Zur Kontaktzone als von Asymmetrien geprägtem Ort kultureller Interaktionen und Konflikte sowie der Kopräsenz von Angehörigen verschiedener Kulturen vgl. Mary Louise Pratt, *Imperial Eyes. Travel Writing and Transculturation*, London, New York 1992, S. 6f. Zur Anwendung des Konzepts auf Mensch-Tier-Interaktionen Donna Haraway, *When Species Meet*, Minneapolis, London 2008, S. 216–19.

12 Vgl. den Überblick von Harriet Ritvo, *Animal Planet*, in: *Environmental History* 9 (2004), S. 204–220; Kathleen Kete (Hg.), *A Cultural History of Animals in the Age of Empire*, Oxford 2007.

13 Pascal Eitler, *In tierischer Gesellschaft. Ein Literaturbericht zum Mensch-Tier-Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Neue politische Literatur* 54 (2009), S. 207–224, hier S. 218.

Mensch-Tier-Interaktionen fruchtbar gemacht werden.¹⁴ Vor allem aber verliert eine eurozentrische Engführung der *human-animal studies* einen wesentlichen Bestandteil der Tiergeschichte der Moderne aus dem Blick. Das für die westliche Moderne als charakteristisch herausgearbeitete Verschwinden des wilden Tiers aus dem gesellschaftlichen Nahbereich bedeutete nämlich nicht nur dessen Wiederkehr als primär wissens- und diskursgeschichtlich zu analysierendes Medium der Repräsentation und Reflexion.¹⁵ Die im Laufe des 20. Jahrhunderts zu beobachtende Virtualisierung, Ästhetisierung und Moralisierung des wilden Tieres in Europa war untrennbar verbunden mit der fundamentalen Reorganisation der Beziehungen und Geographien von Mensch und Tier außerhalb Europas durch westlich dominierte Konsum-, Ernährungs-, Tourismus- und Naturschutzregimes. Das historisch beispiellose Massaker an Großwild im Gefolge der europäischen Expansion in Nordamerika, Südafrika und in den Polargebieten beispielsweise mündete ab dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in den transatlantischen Krisendiskurs über die globale Ausrottung von Großsäugetieren. Charismatischen Arten wie Elefanten, Bisons oder Walen kam in diesem Zusammenhang einerseits eine wichtige Funktion als Indikatoren und Reflexionsmedien der ökologischen Auswirkungen menschlichen Handelns zu. Andererseits motivierte das Schreckgespenst »Ausrottung« als Kernproblem internationaler Arten- und Naturschutzdiskurse seit den 1880er Jahren auch politisches Handeln. Europäische Kolonialverwaltungen und Jagdlobbyisten wie auch westlich dominierte internationale Organisationen und Nichtregierungsorganisationen reagierten auf den Artenschwund mit jagdlicher Regulierung und der Einrichtung großflächiger Wildschutzreservate und Nationalparks, die als staatlich dekretierte und wissenschaftlich sanktionierte Räume des wilden Tiers zu einem ständigen Konfliktfeld von Tier- und Menschenrechten wurden.¹⁶ Die moralische und wissenschaftliche Aneignung des wilden Tiers vermittels ökologischer, touristischer und naturschützerischer Diskurse in Europa hatte somit manifeste soziale, politische und ökologische Folgen außerhalb Europas, die in einer Mensch-Tier-Geschichte des 20. Jahrhunderts einen zentralen Platz einnehmen müssen.

Der folgende Beitrag unternimmt einen Brückenschlag zwischen Kolonialgeschichte, einer politisch-ökologisch informierten Umweltgeschichte und den *human-animal studies*, um den deutschen Kolonialismus in Ostafrika aus der Perspektive der bislang in geschichtswissenschaftlichen Narrativen marginalisierten Tierwelt zu beleuchten.¹⁷ Ostafrika eignet sich besonders gut als Untersuchungsgegenstand, da naturräumliche Primärausstattung und Zoogeographie, extensiv betriebene Land- und nomadische Viehweidewirtschaft sowie

14 Dazu konzeptionell Sandra Swart, »The World the Horses Made«: A South African Case Study of Writing Animals into Social History, in: *IRSH* 55 (2010), S. 241–63; S. Eben Kirksey/Stefan Helmreich, The Emergence of Multispecies Ethnography, in: *Cultural Anthropology* 25 (2010), S. 545–76, und Hobson, Political animals.

15 Akira Mizuta Lippit, *Electric animal. Toward a rhetoric of wildlife*, Minneapolis 2000, S. 2f. Zur Wissens- und Mediengeschichte des Tiers Anne von der Heiden/Joseph Vogl (Hg.), *Politische Zoologie*, Zürich 2007; Benjamin Bühler/Stefan Rieger, *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens*, Frankfurt/M. 2006; Möhring/Perinelli/Stieglitz (Hg.), *Tiere im Film*.

16 Mark Dowie, *Conservation Refugees. The Hundred-Year Conflict between Global Conservation and Native Peoples*, Cambridge/Mass. 2009; Rosie Woodroffe/Simon Thirgood/Alan Rabinowitz (Hg.), *People and Wildlife. Conflict or Coexistence?*, Cambridge 2005.

17 Dabei greife ich auf Teilergebnisse meiner Dissertation zurück, die 2009 unter dem Titel *The Nature of Colonialism: Hunting, Conservation and the Politics of Wildlife in the German Colonial Empire* an der Universität Mannheim eingereicht und verteidigt wurde.

vor allem eine äußerst geringe Bevölkerungsdichte bis weit in das 19. Jahrhundert hinein die dynamische, durchaus konfliktreiche Koexistenz menschlicher Gesellschaften mit einer artenreichen Säugetierfauna in den großflächigen Grasländern, Savannen und Baumsteppen ermöglicht hatten. Das vorkoloniale Tansania war jedoch mitnichten von ökologischer Stabilität und Kontrolle geprägt.¹⁸ Spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts resultierte die weltweit gestiegene Nachfrage nach Elfenbein in intensiverer Elefantenjagd und Ausdehnung des Karawanenhandels, was im Zusammenspiel mit Sklavenhandel, Migrationsprozessen und Bevölkerungsrückgang die lokalen Ökologien der daran beteiligten Gesellschaften nachhaltig veränderte und vielfach destabilisierte.¹⁹ Die deutschen Kolonialherren stießen daher ab Mitte der 1880er Jahre auf eine Ökologie im Wandel, welche die deutsche Kolonialpolitik prägte und selbst wiederum entscheidend von kolonialen Naturpolitiken verändert wurde. Im Zentrum der folgenden Ausführungen steht die politische Ökologie der von den Kolonialherren als »Wild« klassifizierten Spezies: Welche Rolle spielte Großwild für die sozialen Beziehungen innerhalb dieser Kontaktzone und wie veränderten sich die Mensch-Tier-Beziehungen in Ostafrika in den Jahrzehnten deutscher Kolonialherrschaft? Als analytische Achsen dienen die Diskurse und Praktiken der Domestizierung, der Jagd, sowie der räumlichen Reorganisation der Mensch-Tier-Beziehungen im Zuge kolonialer Naturschutzdebatten.

II

Hybris und Hybride: das gezähmte Tier

Die Jahrzehnte intensiverer Forschungsreisen und der Etablierung europäischer Kolonialherrschaft zwischen den 1870er Jahren und dem Beginn des 20. Jahrhunderts waren geprägt von Versuchen, tierische Evolutionsprozesse durch Zucht und Zähmung bislang nicht-domestizierter Tierarten zu steuern und damit die Grenze zwischen »wild« und »domestiziert« im europäischen Interesse zu verschieben. Tatsächlich gab es kaum eine Säugetierart in der Kolonie, deren potenzielle Zähmbarkeit nicht zumindest kurz diskutiert wurde, vorausgesetzt, ein solch gezähmtes Tier versprach einen wie auch immer gearteten Nutzen für das koloniale Projekt. So wurde die Domestizierung von Geparden zu sogenannten »Jagdleoparden« ebenso diskutiert wie die Zähmung größerer Antilopenarten zu Zwecken der Wildbewirtschaftung. Beides blieb Theorie, doch nahm die damals nur sporadisch versuchte Domestizierung von Elenantilopen in Ansätzen den heute in weiten Teilen Südafrikas florierenden Wirtschaftszweig des *game farming* vorweg.²⁰

Auch bezüglich der Zähmung von Elefanten, Straußen und Zebras eilte die Theorie der Praxis weit voraus,²¹ doch zeitigten hier die Debatten auch praktische Umsetzungsversuche. Vor allem von »Zebroiden«, dem Kreuzungsprodukt aus afrikanischen Zebrahengsten und europäischen Pferderassen, versprach man sich ein tropenresistentes Reit-, Last- und Zuchtier: Der europäische Mensch könne »hinsichtlich der Tierwelt ähnlich wie

18 Dies die These von Helge Kjekshus, *Ecology Control and Economic Development in East African History. The Case of Tanganyika 1850–1950*, London u. a. 1977.

19 N. Thomas Håkansson, *The Human Ecology of World Systems in East Africa: The Impact of the Ivory Trade*, in: *Human Ecology* 32 (2004), S. 561–591.

20 Vgl. Dawn Nell, *The Development of Wildlife Utilization in South Africa and Kenya, 1950–1990*. PhD dissertation, University of Oxford 2003.

21 Zum Beispiel Fritz Bronsart von Schellendorff, *Strausse, Zebras, und Elephanten. Die Bedeutung eingeborener Thiere für die wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Ostafrikas*, Berlin 1898.

in der Pflanzenwelt das Antlitz der Erde verändern«, fantasierte der in diversen Kolonialunternehmungen engagierte Mediziner und Rittergutsbesitzer Wilhelm Schroeder-Poggelow, und es wäre »ein Triumph [sic!] deutscher Zähigkeit, deutscher Intelligenz und deutschen Unternehmungsgestes«, wenn mit dem Zebroid »von Deutschland aus ein neues brauchbares Haustier über die Welt käme«.22

Zumindest für einige Jahrzehnte war die koloniale Zivilisierungsmission also auch ein ganz konkretes Domestizierungsprojekt, und die Zähmungsdiskurse sind zweifelsohne ein eindrucksvolles Beispiel für den häufig konstatierten utopischen Überschuss des deutschen Kolonialprojekts. Doch entsprangen die Versuche der Zähmung und Nutzbarmachung bislang nicht domestizierter afrikanischer Säugetiere ganz konkreten Herausforderungen kolonialer Herrschaft und der »Inwertsetzung« des kolonisierten Territoriums.

12

Mindestens drei sich überlagernde Entwicklungen und Problemdimensionen müssen dabei berücksichtigt werden: *Erstens* sind die Diskurse und Praktiken der Domestizierung afrikanischer Wildtiere einzuordnen in die durch die europäische Kolonialexpansion in Gang gesetzten Prozesse biotischen Transfers zwischen den Kontinenten.²³ Im Gegensatz zu den neu-europäischen Siedlungskolonien in Nordamerika, Neuseeland und Australien versagte der »ökologische Imperialismus« europäischer Organismen in weiten Teilen Afrikas und Asiens. Ein weltweites institutionelles Netzwerk an botanischen Gärten, Akklimatisationsgesellschaften und landwirtschaftlichen Versuchsstationen sollte daher geeignete Organismen auch zur europäischen Erschließung dieser Gegenden identifizieren und mobilisieren.²⁴ Spätestens mit dem Erwerb eigener Kolonien intensivierte auch das deutsche Kaiserreich seine diesbezüglichen Aktivitäten, wobei das Hauptaugenmerk eindeutig auf tropentauglichen Nutzpflanzen und *cash crops* lag. Angesichts der mangelnden Tropentauglichkeit europäischer Haus- und Nutztiere gehörten jedoch auch die Zähmung einheimischer Tierarten, deren Kreuzungszüchtung mit verwandten europäischen Arten sowie der Import bereits domestizierter Arten aus anderen tropischen Gebieten zu den Maßnahmen, mit denen die biologische Ausstattung kolonisierter Räume »verbessert« werden sollte.

Biologischer Transfer umfasste in diesem Zusammenhang nicht nur den Transfer tierischer und pflanzlicher Organismen, sondern auch die Zirkulation von Wissen, Praktiken und Experten zwischen den Kontinenten. Dies beinhaltete auch die selten explizit gemachte Aneignung lokaler und indigener Praktiken und Wissensbestände. Die Debatten um die Zähmung afrikanischer Elefanten, beziehungsweise um den Einsatz gezähmter asiatischer Arbeitselefanten in Deutsch-Ostafrika seit den späten 1880er Jahren waren beispielsweise geprägt von einer intensiven Beobachtung der Techniken der Abrichtung von Arbeitselefanten in Asien wie auch von der Erfahrung britischer und belgischer Expeditionen in Afrika, die bereits in den 1860er und 1870er Jahren mit importierten indischen Elefanten als Lasttieren experimentiert hatten.²⁵

22 Wilhelm Schroeder-Poggelow, Zum gegenwärtigen Stand der Zebrafrage, in: Deutsch-Ostafrikanische Zeitung 6 (1904), 16.1.1904.

23 Vgl. als Überblick John R. McNeill, Biological Exchange and Biological Invasion in World History, in: Jürgen Osterhammel (Hg.): Weltgeschichte, Stuttgart 2008, S. 205–216.

24 Richard Drayton, Nature's Government. Science, Imperial Britain and the 'Improvement' of the World, New Haven, London 2000; Michael Osborne, Acclimatizing the World: A History of the Paradigmatic Colonial Science, in: Osiris 15 (2001), S. 601–617.

25 Sujit Sivasundaram, Trading Knowledge: The East India Company's Elephants in India and Britain, in: The Historical Journal 48 (2005), S. 27–63; Heinrich Bokemeyer, Die Zähmung des Afrikanischen Elefanten. Ergebnisse der bisherigen Erörterung der Frage, Berlin 1891, S. 4f.

Eine nach südafrikanischen Vorbildern 1895 gegründete *Kilimanjaro-Straußenzucht-Gesellschaft* (KSZG) versuchte sich neben der Straußenzucht in der Zähmung und Kreuzungszüchtung von Zebras und konnte zur Rechtfertigung auf ähnliche Unternehmungen der Briten in Indien oder des deutschstämmigen Großgrundbesitzers Friedrich Falz-Fein auf seinem Steppenreservat Askania Nova in der südlichen Ukraine verweisen.²⁶ Wichtiger Bezugspunkt, Rat- und Ideengeber für die KSZG war aber zweifelsohne der Hamburger Tierhändler Carl Hagenbeck, der hinter den als Spektakel wie auch als Kolonialtechnik vermarktbareren Kreuzungen enormes Geschäftspotenzial witterte. Inspiriert von den erbiologischen Experimenten des schottischen Naturkundlers James Cossar Ewart, der in den späten 1890er Jahren einen Zebrahengst mit Stuten verschiedener Ponylinien gekreuzt hatte,²⁷ erstand Hagenbeck 1902 zehn von Ewarts Zebroiden und trat zwei Jahre später selbst mit »Curious Hybrids – Half Zebra – Half Horse« im Rahmen der Weltausstellung in St. Louis auf.²⁸ Als zentrale Schaltstelle in den weltweiten Netzwerken von Tierzucht und Tierhandel verlieh Hagenbecks Reputation und Expertise bezüglich der Haltung, Fortpflanzung und Dressur exotischer Tiere den kolonialen Zähmungsbestrebungen auch dann noch Plausibilität, als das praktische Scheitern der KSZG durch die Misswirtschaft ihres Leiters schon grundsätzliche Zweifel an der Zähmbarkeit von Zebras aufwarf. Auf Wunsch Kaiser Wilhelms II. waren noch über Jahre hinweg verschiedene Garnisonen der sogenannten Kaiserlichen Schutztruppe in Ostafrika vergeblich damit beschäftigt, Zebras für eine zukünftige koloniale Kavallerie zu zähmen.²⁹

Zweitens resultierten die Debatten über die Zähmbarkeit afrikanischer Wildtiere aus dem Grundproblem, Transport und Logistik unter den Bedingungen eines noch vollständig auf menschliche und tierische Körper angewiesenen Mobilitätsregimes zu organisieren. Sie bildeten einerseits das anthropologische Komplement zu den technischen Infrastrukturen kolonialer Erschließung, andererseits das animalische Komplement zu den mit Vehemenz geführten Debatten über die Erziehungsfähigkeit von Afrikanern zur Arbeit.³⁰ Mit dem Erwerb eigener Kolonialgebiete war die Transportfrage zu einem Kardinalproblem kolonialer Eroberung und Erschließung geworden. Menschliche Trägerkarawanen waren in West- wie in Ostafrika Hauptverkehrsmittel und Infrastruktur mit enormer kultureller, wirtschaftlicher und politischer Signifikanz.³¹ Das zeitgenössisch als »Trägerfrage« vieldiskutierte Logistikproblem war nicht nur eine Frage beschränkter menschlicher Transportkapazitäten und der oft nur saisonalen Verfügbarkeit von Trägern. Sehr viel grundsätzlicher ging es bei der »Trägerfrage« um Herrschaft, Disziplin, Entscheidungssouveränität und die

26 Deutsches Konsulat Kalkutta an Auswärtiges Amt, 14. Juni 1904, Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BAL) R 1001/8531, fol. 3; Woldemar von Falz-Fein, *Askania Nova. Das Tierparadies. Ein Buch des Gedenkens und der Gedanken*, Neudamm 1930, S. 131 f.

27 James Cossar Ewart, *The Penycuik Experiments*, London 1899.

28 Hagenbeck an das Preußische Kriegsministerium, Stellingen, 6. April 1904, BAL R 1001/8529, fol. 38 f.

29 Landwirtschaftsministerium an Auswärtiges Amt Kolabt., Berlin, 22. Februar 1902, BAL R 1001/8529, fol. 22.

30 Dirk van Laak, *Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas 1880 bis 1960*, Paderborn u. a. 2004.

31 Stephen J. Rockel, *Carriers of Culture. Labor on the road in nineteenth century East Africa*, Portsmouth, N. H. 2006; zur kolonialen Reisepraxis ausführlich Michael Pesek, *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*, Frankfurt/M., New York 2005.

koloniale Ordnung. Die koloniale Erfahrungsanthropologie mit renitentem »Trägermaterial« motivierte eine utopische Zootechnik: Elefanten erschienen leichter zu disziplinieren als eine afrikanische Trägerkarawane, und der Herrschaftsgestus der Domestizierung entpuppte sich gleichermaßen als ein Ausdruck kolonialer Hybris und Hilflosigkeit.

Drittens schließlich bezogen die Zähmungsdiskussionen ihre Plausibilität und Dringlichkeit aus den zeitgleich einsetzenden Befürchtungen einer baldigen Ausrottung des afrikanischen Großwilds. Das Vordringen imperialer Siedlungsgrenzen in Nordamerika und im südlichen Afrika während des 19. Jahrhunderts war begleitet von der massenhaften Abschachtung des Großwilds zur Fleischversorgung, zur Landgewinnung, für den Handel oder als Sport. Diese Entwicklungen dienten als warnendes Beispiel für Ostafrika, wo vor allem die schwindelerregende Zunahme der Elefantenjagd zur Gewinnung von Elfenbein für erste Alarmrufe Anfang der 1870er Jahre sorgte. In den 1880er Jahren taxierten zeitgenössische Schätzungen von europäischen Forschungsreisenden und Elfenbeinhändlern die Zahl der in Afrika für den Elfenbeinexport getöteten Elefanten auf 65.000 jährlich,³² und in Deutsch-Ostafrika nahm die Elfenbeinjagd im Zuge der Etablierung der deutschen Kolonialherrschaft bis zur Jahrhundertwende sogar noch weiter zu.

Zusätzliche Ängste um den Wildreichtum der Kolonie weckte die in den frühen 1890er Jahren grassierende Rinderpestepidemie, die neben den Rinderherden auch andere Paarhufer wie Antilopen, Büffel und Zebras erheblich dezimierte. Schutz durch Zählung und Nutzung bildete daher eine der Kernforderungen der sich in Deutschland formierenden, vor allem von Jägern, Forschungsreisenden, Zoologen und Zoodirektoren getragenen kolonialen Wild- und Naturschutzlobby. Der in Gang kommende Bahnbau sowie die Anfänge eines staatlichen Wildschutzregimes in Ostafrika sorgten allerdings ab der Jahrhundertwende dafür, dass Domestizierung aus dem Maßnahmenkatalog für den Erhalt der afrikanischen Tierwelt vorerst verschwand. Der Nexus zwischen Arterhaltung und Domestizierung ist allerdings bezeichnend für den utopischen Fatalismus der frühen Wildschutzadvokaten, die im Grunde von der Unausweichlichkeit eines Modernisierungsprozesses nach europäischem Muster überzeugt waren: In ihren Augen erschien das Verschwinden der Großsäugtiere als unausweichliche Konsequenz der kapitalistisch-administrativen Rationalisierung kolonialer Umwelten, und gefährdete Arten erschienen nur überlebensfähig, indem ihnen ein wirtschaftlicher Nutzwert zugewiesen wurde.

Auch wenn immer wieder hoffnungsvolle Teilerfolge vermeldet wurden und Fotografien von auf Zebras reitenden Kolonialoffizieren den Wunsch als Realität auszugeben versuchten: Die Zähmungs- und Züchtungsversuche mit afrikanischen Großsäugern blieben erfolg-, aber nicht bedeutungslos. Zum einen illustrieren die Fantasien eines kolonialen *bio-engineering* die Maßlosigkeit des europäischen Anspruchs auf die Regulierung evolutionärer Prozesse und die Disziplinierung auch des tierischen Körpers im kolonialisierten Raum. Die zeitgenössische Experimentierfreudigkeit äußerte sich in bunten Kreuzungsversuchen von Löwen und Tigern, Zebus und europäischen Rindern oder Zebras mit Pferden und Maultieren und erhielt zusätzlichen Auftrieb durch die biologische Evolutionstheorie, welche die Abgrenzbarkeit von Spezies, Subspezies und geographischen Varianten durch den Aufweis ihrer historischen Genese problematisierte. Vom nunmehr wissenschaftlich legitimierten

32 Wilhelm Westendarp, Der Elfenbein-Reichtum Afrikas, in: Verhandlungen des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg, Berlin 1885, S. 80–91, hier S. 91.

Wissen um die historische Veränderung und Evolution von Arten zu ihrer aktiven Veränderbarkeit durch den Menschen war es nur ein kleiner Schritt.³³

Zum anderen zehrte der Zähmungsdiskurs zweifelsohne von seinem symbolischen und metaphorischen Überschuss. Das menschliche und das tierische »Wilde« war gleichermaßen Objekt europäischer Domestizierungsbemühungen. Über den Körper des gezähmten Wildtiers wurde immer auch der Anspruch auf Domestizierung des gesamten Kontinents und seiner Bewohner erhoben: In der Praxis der am Kilimanjaro ansässigen Straußenzuchtgesellschaft ging die Disziplinierung von Afrikanern zur Arbeit mit der versuchten Disziplinierung von Tieren sogar Hand in Hand. Bei allen Parallelen eines Tiere und Menschen übergreifenden Diskurses zähmungsbedürftiger Wildheit eröffnen die Diskussionen um Zebroide und andere Hybridzüchtungen afrikanischer und europäischer Tierarten aber auch fundamentale Unterschiede in der Bewertung des menschlichen und animalischen »Anderen« in der kolonialen Situation. Im Diskurs menschlicher »Rassenmischung« wurden die Nachkommen vor allem als Degeneration und Gefährdung von kolonialer Ordnung und weißer »Rasse« angesehen.³⁴ Beim tierischen Hybriditätsdiskurs waren hingegen die mit dem Wilden und dem Zivilisierten verbundenen Wertigkeiten vertauscht. Europäische Arten wurden erst durch die Hybridisierung mit äquivalenten afrikanischer Arten »tropentauglich« und das »zivilisierte« Tier bedurfte der vitalen Ursprünglichkeit des außereuropäischen Tiers, um Kolonisation überhaupt erst zu ermöglichen.

Zivilisiertes Töten: Das gejagte Tier

Nirgends wird die Relevanz von Tieren für das Verständnis kolonialer Herrschaft deutlicher als bei der Jagd. Der materielle Ertrag der Elefantenjagd lieferte in Form von Elfenbein jahrzehntelang die wichtigste lokale Ressource kolonialer Herrschaft, während ihre Regulierung einen wesentlichen Mechanismus zur Etablierung kolonialer Autorität darstellte.³⁵ Jagd gehörte unabdingbar zur Praxis der Landnahme und -nutzung; sie diente der Ernährung, der wissenschaftlichen Forschung, dem Zeitvertreib und der rituellen Inszenierung des Herrschaftsanspruches über Natur und Territorium. Die Frage, wer wann und wo mit welchen Mitteln wilde Tiere tötete, beziehungsweise töten durfte, konstituierte ein trans- und interkulturelles Handlungsfeld, das sich auf mehreren, sich gegenseitig überlagernden und beeinflussenden Ebenen analysieren lässt.

Aus einer ökologisch-anthropologischen Perspektive kann zunächst festgestellt werden, dass Europäer und Afrikaner zwar ihre Umwelten mit den gleichen Spezies von Säugetieren teilten, Tiere allerdings in europäischer und afrikanischer Perspektive völlig verschiedene moralische Sinnwelten bevölkerten. Bei aller individuellen Bedingtheit und Vielfalt der Interaktionen zwischen Menschen und Tieren: Aufgrund unterschiedlicher kollektiver historischer Erfahrungen und kultureller Ökologien organisierten die europäischen Kolonial-

33 Vgl. Harriet Ritvo, *The Platypus, the Mermaid and other Fingments of the Classifying Imagination*, Harvard 1997.

34 Vgl. Birthe Kundrus, *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*, Köln/Weimar/Wien 2003; Pascal Grosse, *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918*, Frankfurt/M. 2000.

35 Dazu ausführlich Bernhard Gißibl, *Jagd und Herrschaft. Zur politischen Ökologie des deutschen Kolonialismus in Ostafrika*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 56 (2008), S. 501–520.

herren die Beziehung zu den einzelnen Tierarten Ostafrikas entlang anderer Taxonomien als die verschiedenen einheimischen Ethnien.

Elefanten beispielsweise galten europäischen Jägern als in Europa seit Jahrtausenden ausgestorbene, lebende Relikte der Tertiärzeit, charismatisch und daher als Naturdenkmal schützenswert aufgrund ihres evolutionären Alters, ihrer morphologischen Einzigartigkeit und der ihnen zugeschriebenen kognitiven und sozialen Kompetenzen.³⁶ Gleichzeitig waren sie die ökonomische Ressource des Elfenbeinhandels, naturkundlich interessante Repräsentanten der Spezies *Loxodonta africana* wie auch Objekte individueller jagdlicher Bewährung.

Letzteres waren sie in vielen Gesellschaften Ost- und Zentralafrikas auch: Die enge Assoziation des Tötens von Tieren mit Männlichkeit und politischer Autorität deckte sich mit europäischen Auffassungen von Jagd und Herrschaft und bildete den kulturellen Resonanzraum für die Inszenierung des europäischen Jägers. Erfolgreiche Elefantenjäger genossen in afrikanischen Gesellschaften hohes gesellschaftliches Ansehen. Der enorme Tauschwert von Elfenbein erhöhte noch ihre Bedeutung als Spezialisten, die eine auch politisch nutzbare Ressource erwirtschafteten. Doch waren Elefanten darüber hinaus eingebunden in Lebenswelt, Mythen, religiöse Vorstellungen und eine spirituelle Ordnung, in der Tiere mit dem Zustand der Gesellschaft in enger Wechselwirkung standen. Nahezu alle um 1900 entstandenen Ethnographien ostafrikanischer Jagdpraktiken betonten beispielsweise die spirituellen und rituellen Dimensionen der Elefantenjagd.³⁷ Tagelange Vorbereitung, die Beachtung ritueller Vorschriften vor, während und nach der Jagd, wie auch die Anwendung von Jagdmedizin waren unabdingbar für ihren erfolgreichen Verlauf. Erfolg oder Misserfolg der Jagd diente als eine Art spiritueller Barometer für das generelle Wohlbefinden des jeweiligen Sozialverbandes.³⁸ Freilich sind diese ethnographisch überlieferten Jagdethiken eher als ein Ideal jagdlichen Sollens denn als praktizierte Wirklichkeit zu verstehen.³⁹ In vielen Gesellschaften hatten die geographische Ausdehnung des Elfenbeinhandels, die Verbreitung von Gewehren europäischer Herkunft und die Kommerzialisierung der Elefantenjagd durch Swahili-Händler, politische Unternehmer und Big Men, die sich angesichts des dynamischen sozialen Wandels durch Migration und die Einbindung in überregionale Handelssysteme im Laufe des 19. Jahrhunderts vielerorts etabliert hatten, die Verbindlichkeit überlieferter sozialer und kultureller Beschränkungen der Jagd unterminiert.⁴⁰

Dennoch: Im Gegensatz zum Selbstverständnis europäischer Großwildjäger scheint in afrikanischen Gesellschaften Jagderfolg weniger anthropozentrisch verstanden worden zu sein. Zur Jagd qualifizierte vor allem die Verfügung über jenes rituelle Wissen und diejenigen Praktiken, mit denen der Jäger den Geist des Tieres überlisten oder dazu veranlassen konnte, sich jagen zu lassen.⁴¹ Die überlieferten indigenen Praktiken der Elefantenjagd

36 Systematisch zum tierischen Charisma Jamie Lorimer, Nonhuman Charisma, in: Environment and Planning D: Society and Space 25 (2007), S. 911–932.

37 Beispielsweise Frank Gunderson, »We will leave signs!«: The Inter-textual song praxis of Elephant Hunters (*Bayege*), within the Greater Sukuma Region of Western Tanzania, in: History and Anthropology 19 (2008), S. 229–249.

38 Mary Douglas, Implicit Meanings. Selected Essays in Anthropology, London 1975, S. 20; weiterhin Brian Morris, The Power of Animals: an ethnography, Oxford/New York 1998.

39 Vgl. Jonathan Z. Smith, The Bare Facts of Ritual, in: History of Religions 20 (1980), S. 112–127.

40 Mit Beispielen aus Kenia Edward I. Steinhart, Black Poachers, White Hunters. A Social History of Hunting in Colonial Kenya, Oxford u. a. 2006, S. 53 f.

41 Vgl. beispielsweise Wilhelm Blohm, Die Nyamwezi. Bd. 1: Land und Wirtschaft, Hamburg 1931, S. 98; Karl Weule, Wissenschaftliche Ergebnisse meiner ethnographischen Forschungs-

lassen zumindest auf Reste einer Haltung schließen, die der Anthropologe Tim Ingold als Vertrauen auf das Tier beschrieben hat: Da Jagd nicht erfolgreich sein kann ohne die spirituelle Einwilligung des Tieres, legitimiert die Tatsache erfolgreicher Jagd auch das Töten des Tieres. Dadurch wird gleichzeitig die spirituelle Harmonie der Gesellschaft mit ihrer jeweiligen Umwelt performativ hergestellt und bestätigt.⁴² Die importierte europäische Jagdkultur hingegen artikulierte in der Jagd den menschlichen Herrschaftsanspruch über eine zu zähmende Natur.

Diese kulturell unterschiedliche Distribution von *agency* innerhalb der Jagd hatte weitreichende Folgen. Kulturen, die annehmen, das Tier biete sich im spirituellen Einverständnis zur Jagd an, brauchen keine expliziten Vorstellungen von »Ausrottung« und »Wildmanagement« zu entwickeln, zumal jenseits des Gesichtskreises der eigenen Gesellschaft immer noch ein Rückzugsort für das gejagte Tier existierte. Anders der Anthropozentrismus des jagdlichen Erfolgs im europäischen Jagdverständnis, der nicht nur den heldenhaften Jäger kannte, sondern konsequenterweise auch die Dezimierung von Wildpopulationen unter menschliche Verantwortlichkeit stellte. Der oben erwähnte Krisendiskurs der weltweiten Ausrottung von Großsäugetieren war daher gleichzeitig ein Diskurs jagdlicher Selbstzivilisierung.⁴³ Ob im Hinblick auf den US-amerikanischen Westen, die Polargebiete und Ozeane, das britische Empire oder das deutsche Kolonialreich: Immer waren es vor allem Großwildjäger selbst, die Maßnahmen zu Schutz und Management gefährdeter Großwildbestände forderten und entsprechenden Druck und Einfluss auf die (kolonial)staatlichen Entscheidungsträger ausübten.

Diese zunächst als Schutz ökonomisch relevanten Wildes, ab der Jahrhundertwende umfassender als Naturschutz verstandenen politisch-administrativen Maßnahmen zum Erhalt des afrikanischen Großwildes gehörten zu den fundamentalen Neuerungen im Zuge europäischer Kolonialherrschaft in Ostafrika. Auch wenn in vorkolonialer Zeit institutionelle Arrangements zur regional begrenzten Schonung natürlicher Ressourcen keineswegs fehlten, so war es doch der sich etablierende territoriale Zentralstaat, der erstmalig flächendeckend den Zugang zu »Wild« als einer Ressource zu regulieren und ein übergreifendes »allgemeines Interesse« an diesen Tierarten geltend zu machen versuchte.⁴⁴ Dieses »allgemeine Interesse« definierte sich vor allem über die Rationalitäten kolonialer Administration und Erschließung sowie den fiskalischen und ökonomischen Nutzen des Wildes: So förderte die Kolonialverwaltung beispielsweise den Abschuss von Raubkatzen und anderen als »Raubzeug« oder kulturschädigend klassifizierten Arten teilweise noch durch Prämien, während der Abschuss von wirtschaftlich nutzbaren oder potenziell zähmbaren Arten zunächst vom Kauf teurer Jagdscheine abhängig gemacht und in den letzten Jahren der deutschen Kolonialherrschaft strikt beschränkt wurde.

Die Auseinandersetzung um die Ökologie des Großwildes und die Verträglichkeit von Wildschutz und landwirtschaftlicher Erschließung spitzte sich zur Alternative »Kolonie

reise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas, Berlin 1908, S. 37–40.

42 Tim Ingold, *From Trust to Domination. An Alternative History of Human-Animal Relations*, in: Aubrey Manning (Hg.), *Animals and Human History. Changing Perspectives*, London 1994, S. 1–22.

43 William M. Adams, *Against Extinction. The Story of Conservation*, London 2004.

44 Vgl. als Überblick von Oppen, Matuta, und Fred Nelson/Rugemeleza Nshala/W.A.Rodgers, *The Evolution and Reform of Tanzanian Wildlife Management*, in: *Conservation and Society* 5 (2007), S. 232–61.

oder Zoologischer Garten« zu und geriet mit dem ostafrikanischen »Wildmord«-Skandal 1910/11 zur vielleicht größten und bislang weitgehend übersehenen Naturschutzkontroverse des deutschen Kaiserreichs. Um das Einschleppen der Rinderpest aus dem benachbarten Kenia zu verhindern, hatte Gouverneur Albrecht von Rechenberg im August 1910 die Schaffung eines wildfreien *cordon sanitaire* von 50 Kilometern Breite entlang der deutsch-britischen Grenze befohlen. Fast einen Monat lang war die Jagd komplett freigegeben und sogar Militärkompanien zum Wildabschuss abgeordnet worden. Kolportierte Abschusszahlen von 30.000 Stück Wild führten zu stürmischen Protesten der heimischen Wildschutzlobby um die Jagdreisenden Carl Georg Schillings, Hans Paasche und den Schweizer Naturforscher Paul Sarasin. Die Proteste trugen wesentlich zum Sturz Rechenbergs als Gouverneur bei und resultierten schließlich darin, dass auf Intervention Kaiser Wilhelms II. die Zahl der auf einen Jagdschein zu erlegenden Exemplare der wichtigsten Arten von Großwild drastisch beschränkt wurde.⁴⁵

Die koloniale Jagdgesetzgebung und die damit verbundene Etablierung eines Wildschutzregimes waren von fundamentaler Bedeutung als Foren biopolitischer Klassifikation: Hier wurden die Grenzen und Bedingungen des legitimierten Tötens nicht-menschlichen Lebens bestimmt; hier wurde das als »Wild« zu jagende und zu schützende Leben definiert, ebenso diejenigen Formen von Leben, die als »Schädlinge« und »Raubzeug« zu vernichten waren. Ab 1912 waren nach dem Vorbild der Jagdgesetzgebung im benachbarten Kenia auch in Deutsch-Ostafrika die spektakulären Arten von Großwild in erster Linie zum Abschuss für zahlungskräftige Jagdtouristen reserviert. Flankierend hatte die Kolonialverwaltung seit 1896 Wildreservate ausgewiesen, die der Reproduktion gefährdeter Wildbestände dienen sollten. Der Umgang mit einer zunehmend als Naturdenkmal verstandenen charismatischen Fauna war selbst zu einem wichtigen Bestandteil europäischer Zivilisierungsmissionen geworden, der von Wildschützern über die Grenzen der Imperien hinweg durch effektive Lobbyarbeit oder öffentlichkeitswirksame Skandalisierung eingeklagt wurde.

Der Umstand, dass viele Jäger gleichzeitig auch als Wildschutzadvokaten auftraten, mag auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen. Doch die Jagd galt dem individuellen Tier, der Wildschutz der Population. Bereits um 1900 stieß daher ein Argument auf große Resonanz, das von den ethischen Implikationen jagdlichen Tötens abstrahierte und auf das ökonomische Potenzial des Jagdtourismus verwies: Afrikas Großwild sei eine ökonomische Einnahmequelle ersten Ranges, wenn man den Abschuss der prestigeträchtigsten Arten zahlungskräftigen Jagdtouristen vorbehalte. Damit lasse sich nicht nur die Jagd nachhaltig gestalten, sondern aus ihren Erlösen auch die notwendigen Schutzmaßnahmen bezahlen – ein Argument, das im Zuge der ökonomisierten Engführung von Naturschutz, Entwicklungspolitik und Armutsbekämpfung seit den 1980er Jahren wieder an Akzeptanz gewonnen hat.⁴⁶ Nachhaltigkeit wurde also primär erreicht durch räumliche, »rassische« und soziale Exklusion. Indem die Jagdverordnungen gleichzeitig die Anwendung afrikani-

45 Dazu ausführlich Gißibl, *Nature of Colonialism*, Kap. 5; mit unzureichender Kontextualisierung auch H. Jürgen Wächter, *Naturschutz in den deutschen Kolonien in Afrika (1884–1918)*, Münster 2008, S. 66–80.

46 Vgl. zeitgenössisch die Ausführungen von Carl Georg Schillings: Bericht über die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft im Oberen Museum zu Stuttgart am 9. und 10. Juni 1911, BAL R 8923/2236, fol. 23; zur neueren Debatte Barney Dickson/Jon Hutton/William M. Adams (Hg.), *Recreational Hunting, Conservation and Rural Livelihoods. Science and Practice*, Oxford 2009.

scher Jagdtechniken unter Strafe stellte, die Elefantenjagd »eingeborener« Jäger bis zur faktischen Unmöglichkeit reglementierte und mit den Wildreservaten die Jagd vielerorts auch räumlich stark einschränkte, beschnitten sie die Kontrolle von Ernteschädlingen und den Zugang afrikanischer Gesellschaften zu Wild als Nahrungs- und Tauschmittel auf drastische Art und Weise. Jeweils regional beschränkte Verheerungen von Feldern durch Elefanten und Wildschweine waren eine Folge, eine andere die Zunahme tödlicher Konflikte mit Raubtieren. Beides waren keine »natürlichen« Erscheinungen, sondern Spielarten eines kolonial induzierten ökologischen Rassismus.

Allerdings betrafen die Exklusionsmechanismen kolonialstaatlicher Jagdgesetzgebung nicht nur Afrikaner. Die finanziell immer stärkere Ausdifferenzierung der Jagdscheine schloss auch weniger zahlungskräftige Ansiedler von der Jagd auf die prestigeträchtigen Arten aus. Damit schürte die Jagdgesetzgebung auch Konflikte innerhalb der weißen Siedlergesellschaft wie auch zwischen den deutschen Siedlern in der Kolonie und den Verfechtern eines strikten Schutzes des afrikanischen Großwildes in Deutschland. Sie trug damit ihren Teil zur Fragmentierung der weißen Siedlergesellschaft bei.

Auch deshalb wurde die Praxis und Ethik der individuellen Jagdausübung zu einem zentralen und heftig umstrittenen Element weißer Identitätsformierung in der kolonialen Situation. Den Europäern, die im Zuge der Etablierung der Kolonialherrschaft seit den 1880er Jahren nach Ostafrika kamen, diente die Ausübung der Großwildjagd als komplexes Herrschaftsritual, das sich an verschiedene Adressaten richtete. Als konkret lokalisierter und körperlich-performativer Akt war Jagd eine Inszenierung vor den unmittelbar anwesenden Jagdbegleitern und der lokalen Bevölkerung; Text, Trophäen und Fotografien fungierten als Kommunikationsmedien mit der weißen Gesellschaft in Kolonie und Heimat. Daher darf die Bedeutung der Jagd für den Kolonialismus nicht auf die in Reiseberichten, Fotografien und Jagdtrophäen multimedial für ein europäisches Publikum aufbereitete Jagdreise verkürzt werden. Zum einen waren die meisten Zwecke, zu denen europäische Siedler, Militärs und Kolonialbeamte Tiere töteten, viel banaler, als es die bekannte fotografische Heldenpose des weißen Jägers nach siegreichem Duell mit dem erlegten Löwen oder Elefanten erahnen lässt. Zum anderen waren diese anderen Formen der Jagd kaum weniger ideologisiert und in die koloniale Herrschaftsordnung eingebunden als die explizite Safari zu jagdlichen Zwecken. Koloniale Militärexpeditionen griffen bis zum Ersten Weltkrieg regelmäßig auf Jagd zur Fleischversorgung zurück; Tausende von Wildtieren fielen Maßnahmen zur Wildseuchenbekämpfung und bakteriologischen Forschungszwecken zum Opfer, und europäische Siedler beauftragten aus Zeit- und Kostengründen Afrikaner mit der Jagd auf kommerziell nutzbare Tiere. Darüber hinaus erlegten sie den weitaus größten Teil ihrer Beute mit Fallen, um ihre Pflanzungen zu schützen. Es ist daher unpräzise, ausgehend von der Jagdsafari auf Großwild die koloniale Jagd pauschal als *symbolische* Herrschaftsinszenierung zu charakterisieren.⁴⁷ Die Jagd stand nicht nur *für* koloniale Herrschaft ein, wie es der Symbolbegriff nahe legt. Wenn die Kolonialherren mit der Elfenbeinjagd eine zentrales Element vorkolonialer Machtfülle kolonial überformten, deutsche Jagdreisende über ihrem Lager die schwarz-weiß-rote Flagge hissten, ein Kolonialoffizier paternalistisch seine afrikanischen Träger und Soldaten mit Fleisch versorgte oder die Felder eines Dorfes gegen Ernteschädlinge verteidigte – dann war die Jagd nichts weniger als eine Form und Praxis kolonialer Herrschaft selbst.

47 Vgl. z. B. Matt Cartmill, *A View to a Death in the Morning: Hunting and Nature through History*, Cambridge/Mass. 1993, S. 134.

Das jagdliche Töten wilder Tiere bildete einen wesentlichen Bestandteil der hegemonialen Männlichkeit des weißen Kolonisators.⁴⁸ Hegemonial war dieses Männlichkeitsideal, weil ein Großteil der Mitglieder der weißen Kolonialgesellschaft die Jagd ausübte oder ausüben wollte, und weil die Teilhabe an der Jagd in Praxis und Diskussion ein definierendes Moment der Zugehörigkeit zur kolonialen In-Group der selbsternannten »alten Afrikaner« bildete. Hegemonial war das Ideal des Kolonisators als Jäger aber auch deshalb, weil ein in Europa über Jahrhunderte exklusiv gehandhabtes Herrenrecht und aristokratisches Privileg plötzlich auch Unteroffizieren, kleinen Ansiedlern und subalternen Kolonialbeamten zugänglich war. Anders als zuhause im Kaiserreich bedurfte es zur Jagdausübung in der Kolonie weder Landbesitz noch teurer Pacht. Hegemonial war die Männlichkeit des weißen Jägers schließlich auch, weil die Jagd als anthropologische Identitätsmaschine fungierte,⁴⁹ über die für die koloniale Ordnung fundamentale Inklusionen und Exklusionen vorgenommen werden konnten. Dies geschah auf der Ebene von Mensch und Tier, zwischen verschiedenen Männlichkeiten innerhalb der Kolonie wie auch zwischen kolonialer »Peripherie« und imperialer »Metropole«.

Bei der Jagd wurden zunächst die fundamentalen Dichotomien des Humanen und Animalischen samt ihrer jeweiligen Attribute aufgehoben, neu verhandelt und wieder bestätigt. Die Narrative der europäischen Großwildjagd, gleichviel ob deutscher oder britischer Provenienz, waren geprägt von der Nobilitierung bestimmter afrikanischer Wildarten durch *agency*, Individualisierung und der anthropomorphisierenden Zuschreibung (geschlechts) typischer Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften. Man begegnet reihenweise intelligenten und strategisch handelnden Elefantenbullen, in Verteidigung ihrer Herde rasenden Elefantenmüttern, kooperierenden und kommunizierenden Antilopenherden, oder blindwütigen Büffeln, Nashörnern und Flusspferden. Nahezu alle Jäger beschworen die besondere Gefahr und Unberechenbarkeit der Großwildjagd und erstellten Klassifikationen des »edelsten« Wildes, und mit Büffeln, Nashörnern, Flusspferden und insbesondere Elefanten und Raubtieren wie Löwen oder Leoparden standen ausnahmslos solche Arten an der Spitze dieser Hierarchie, die sich aufgrund von Aggressionsverhalten, physischer Kraft und Größe, evolutionärer Ursprünglichkeit oder zugeschriebener Intelligenz mit zeitgenössischen Vorstellungen von Männlichkeit assoziieren ließen. Der Anthropomorphisierung des gejagten Tieres durch Strategie, Taktik und List entsprach die teilweise und vorübergehende Animalisierung des Jägers durch die Aktivierung aller sensorischen Fähigkeiten und die Hingabe an Instinkt und Jagdtrieb. Erst das Töten des wilden Tieres und die Aneignung des Tierischen in der Jagdtrophäe restituierten Menschlichkeit und imperiale Männlichkeit des weißen Jägers und seinen Herrschaftsanspruch über die afrikanische Wildnis.

Über die direkte Begegnung von Mensch und Tier hinaus funktionierte Großwildjagd als Mechanismus sozialer Distinktion. Art und Weise, Haltung und Zweck des Tötens wilder Tiere wurden zum wichtigen Distinktionskriterium gegenüber alternativen Männlichkeiten in Kolonie und »Heimat«. Die diskursive Einschreibung in jagdliche Ethiken der Weidgerechtigkeit oder der *sportsmanship* diente als Exklusionsmechanismus gegenüber

48 Zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit vgl. R. W. Connell, *Masculinities*. 2. überarb. Aufl. Cambridge 2005; Martin Dinges, »Hegemoniale Männlichkeit« – ein Konzept auf dem Prüfstand, in: Ders. (Hg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*, Frankfurt/M./New York 2005, S. 7–33.

49 Zum Begriff der anthropologischen Maschine Giorgio Agamben, *Das Offene. Der Mensch und das Tier*, Frankfurt/M. 2003, S. 46f.

anderen weißen wie afrikanischen Jägern, während im Hinblick auf das heimische Lesepublikum Großwildjagd als Erziehungsinstanz zu einer vermeintlich natürlicheren, vitalen und gewaltsamen Männlichkeit dargestellt wurde. Vor allem aber konstituierte sich die hegemoniale Männlichkeit des weißen Jägers gegenüber seiner mehr oder minder großen Entourage afrikanischer Träger und vor Ort rekrutierter Jagdführer. Die in der Kolonialliteratur allgemein gängige Herabsetzung zu bloßen *boys* wie auch die mit Bewunderung und Begehren durchsetzte Reduktion auf die »animalischen« Fähigkeiten des Lesens in der Wildnis können die Komplexität der Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb der Jagdexpedition nicht verbergen. Träger und Jagdführer waren unabdingbare Ressourcen lokalen Wissens, vertraut mit den örtlichen Verhältnissen und dem Verhalten des Wildes und imstande, dessen Spuren in der Natur zu lesen. Dadurch waren sie immer auch potenzielle *trickster*, die dem Jäger ihr Wissen vorenthalten und diesen in die Irre führen konnten.⁵⁰ Vor allem aber kreierte ihre unumgängliche Präsenz und Notwendigkeit als Zuschauer überhaupt erst jenen psychologischen Mechanismus des Sich-Beweisen-Müssens, den George Orwell in *Shooting an Elephant* so eindringlich beschrieben hat.⁵¹ Großwildjagd als koloniales Herrschaftsritual speiste sich wesentlich aus dem selbst auferlegten Zwang, die Präsenz von Wild als ständig verpflichtende Herausforderung zur Performanz von Männlichkeit, Mut und Überlegenheit des weißen Kolonisators zu begreifen.

Zweierlei ist also an der jagdlichen Formierung kolonialer Männlichkeit hervorzuheben. Zum einen arbeitete sie sich in erster Linie an alternativen Männlichkeiten ab, kaum jedoch an jagenden Frauen oder Entwürfen kolonialer Weiblichkeit. Gewehr und gelegentliche Jagd gehörten zwar zum Repertoire der weißen Farmersfrau, doch belegen die vierteljährlich im Amtlichen Anzeiger veröffentlichten Listen der Jagdscheininhaber in der Kolonie die zahlenmäßige Marginalität jagender Frauen in der kolonialen Männergesellschaft Ostafrikas. Jägerinnen wie beispielsweise die Farmersfrau Margarete Trappe, die nach dem Ersten Weltkrieg als Anlaufstelle für deutsche Jagdreisende nach Tanganyika firmierte und später ebenso kolonialromantisch verklärt wurde wie ihre Farm Momella, blieben insgesamt Ausnahmeerscheinungen.⁵² Ihr Beispiel zeigt allerdings eindrucksvoll, dass im kolonialen Jagddiskurs »Rasse«, Hautfarbe, Nationalität und die jagdlich vermittelte Bindung an das Land und seine Tierwelt stärkere Inklusionskriterien darstellen konnten als das Geschlecht.

Zum anderen war die jagdlich konstituierte koloniale Männlichkeit komplexer als die in der Forschung üblicherweise zu findenden dichotomischen Konstruktionen von Rationalität und Zivilisiertheit des männlich-weißen Kolonisierer einerseits sowie instinkt- und triebverhaftete Wildheit der schwarzen Kolonisierten andererseits. Sie verlief diskursiv wie

50 Vgl. als Beispiel, wie jagdlicher Misserfolg in Misstrauen und letztlich körperliche Gewalt gegenüber einheimischen Jagdführern münden konnte, die Überlieferung in Tanzania National Archives (TNA) G 21/491 Strafsache gegen den Pflanzer Albert Wilhelm Liecker wegen Misshandlung des Jagdfundis Kweli bin Gajonga, 1912/13.

51 George Orwell, *Shooting an Elephant* [1936], in: *The Collected Essays, journalism and letters of George Orwell*, Bd. 1: *An Age like this, 1920–1940*, hrsg. v. Sara Orwell and Ian Angus, Harmondsworth 1970, S. 265–272. Die 1936 erstmals veröffentlichte Kurzgeschichte handelt von einem subalternen Kolonialoffizier im britisch verwalteten Burma, der sich angesichts tausender einheimischer Augenzeugen gezwungen fühlt, einen ausgebrochenen, aber ungefährlichen Arbeitselefanten zu erschießen.

52 Gerd von Lettow-Vorbeck, *Am Fusse des Meru. Das Leben von Margarete Trappe, Afrikas großer Jägerin*, Hamburg, Berlin 1957; Maximilian von Rogister, *Momella. Abseits vom Wege im afrikanischen Jagdparadies*, Hamburg, Berlin 1954.

praktisch über das wilde Tier, das zeitgenössische Jäger als notwendigen »Erzieher«⁵³ zur Männlichkeit erachteten. Die partielle Re-Animalisierung des Jägers wird besonders augenfällig in der zur Dokumentation des Jagderfolgs unabdingbaren Trophäe. Ob als mächtiger Stoßzahn, ausladendes Gehörn oder dermoplastisches Modell in imposanter Haltung und Lebensgröße – das ausgestellte tierische Objekt reflektiert immer auch auf den Jäger und dessen erfolgreiche Aneignung der dem erlegten Tier zugeschriebenen Eigenschaften.⁵⁴ Großwildjagd konstituierte somit eine Männlichkeit zivilisierter Naturhaftigkeit, die das Animalische als natürlich und authentisch inkorporierte, Zivilisationskritik und Selbstzivilisierung gleichermaßen beinhaltete und damit auf die vieldiskutierte Krise der Männlichkeit in der westlichen Moderne reagierte.

22

Die hegemoniale Männlichkeit des kolonialen Jägers blieb allerdings auf allen Ebenen brüchig und prekär, und das nicht nur im Hinblick auf die vielfältigen Abhängigkeiten von Trägern und Jagdführern. Als üblicherweise einseitig vom Menschen ausgehende Form der Aggression mit Tötungsabsicht barg die jagdliche Interaktion von Mensch und Tier unzählige Möglichkeiten des Scheiterns. So war die viel beschworene Gefährlichkeit des tierischen Gegners nicht allein ein narrativer Effekt zur Steigerung des jagdlichen Heroismus. Schwere und teilweise tödliche Jagdunfälle europäischer Jäger blieben zwar insgesamt Ausnahmefälle, waren aber doch nicht so selten, als dass sie sich nicht trefflich als Beweis für die Gefährlichkeit der Jagd in Afrika hätten verwenden lassen. Auch Schilderungen tagelanger und erfolgloser Pirsch bei sengender Hitze, unzähliger Fehlschüsse und auf größte Entfernung fliehender Herden dienten nicht allein der Dramatisierung von Jagdgeschichten. Sie lassen vielmehr die Alltäglichkeit jagdlichen Misserfolgs erahnen, zu dem auch tierische Verhaltensweisen ihren Teil beitrugen. Zeitgenossen beobachteten generell äußerst scheue Herden in Gebieten starker Jagdausübung; am Kilimanjaro wie auch in den südlichen Hochländern zogen sich Elefantenherden in außergewöhnliche Höhenlagen und in schwer zugängliche Dickichte zurück, was sich auch als Verhaltensanpassung nach intensiver Bejagung deuten lässt. Vor allem aber bietet die koloniale Jagdliteratur Beispiele zuhauf, wie europäische Jäger hinter ihrem ethischen Anspruch auf nachhaltiges Jagen, individuelle Mäßigung und effizientes Töten ohne unnötiges Leiden des Tieres zurückblieben. Absurd hohe Abschusszahlen wurden als Rekorde gefeiert, unzählige Elefanten erst mit Dutzenden von Schüssen zur Strecke gebracht, und Hekatomben von Wild angeschossen und verwundet auf den Savannen Ostafrikas zurückgelassen.⁵⁵ Jagd- und Elfenbeinfieber der Kolonialzeit waren buchstäblich als Narben in unzählige Tierkörper eingeschrieben und dürften Sozialstruktur und Sozialverhalten von Elefantenherden in Ostafrika über Jahre hinweg beeinflusst und traumatisiert haben.⁵⁶

53 Zum Beispiel bei Theodor Zell, *Riesen der Tierwelt. Jagdabenteuer und Lebensbilder*, Berlin 1911, S. 172–178.

54 Dazu allgemein Linda Kalof/Amy Fitzgerald, *Reading the Trophy: Exploring the Display of Dead Animals in Hunting Magazines*, in: *Visual Studies* 18 (2003), S. 112–122; Karen Wonders, *Hunting Narratives of the Age of Empire, A Gender Reading of their Iconography*, in: *Environment and History* 11 (2005), S. 269–291.

55 Besonders eklatant Hans Graf Pálffy, *Aus meinem Tagebuch. Eine Jagdreise nach Britisch-Ostafrika*, in: *Wild und Hund* 12 (1906), S. 55–58, 71–73, 88–90, 105–107, 118–120, 133–135, 147–149, 164–167, 181–183.

56 Vgl. dazu Gay A. Bradshaw u. a., *Elephant Breakdown*, in: *Nature* 433 (2008), S. 807; Iain Douglas-Hamilton u. a., *Behavioural reactions of elephants towards a dying and deceased matriarch*, in: *Applied Animal Behaviour Science* 100 (2006), S. 87–102.

Ein Großteil der europäischen Jagdpraxis in Übersee war tatsächlich »barbarisch« und nach zeitgenössischer Auffassung nicht »weidgerecht«, und diese Kritik fand ihre Bestätigung in Passagen selbstkritischer Apologie, die einige deutsche »Afrikajäger« zwischen ihre jagdlichen Heldengeschichten einflochten. Die Aufrechterhaltung des Anspruchs auf »zivilisiertes« Jagen diente der permanenten diskursiven Selbstzivilisierung und war als identitätsstiftende Fiktion für die vermeintliche Überlegenheit des weißen, deutschen Jägers unverzichtbar. Verhandelt wurden dabei aber auch Fragen des Respekts vor dem gejagten Tier wie auch die Formen und Umstände, unter denen das Töten von Tieren bei der Jagd moralisch akzeptabel war.

Geographien von Wild und Wildnis: das geschützte Tier

23

Bei der Jagd wurden soziale Beziehungen und Identitäten vor allem über den toten Körper des wilden Tieres konstruiert und ausgehandelt. Nicht minder wichtig war allerdings das lebende Wildtier, vor allem im Hinblick auf die Konstitution von Wissensordnungen über »Afrika« als einer vermeintlich »natürlichen« Raum-Zeit-Konfiguration und die daraus resultierenden politischen Geographien. Eine Jagdepisode des Marineoffiziers Hans Paasche im Maji-Maji-Krieg um die Jahreswende 1905/06 vermag diesen Zusammenhang zu illustrieren. Paasche hatte mit seiner Abteilung sein Nachtlager unweit eines Dorfes am Rufiji-Fluss im Süden der Kolonie aufgeschlagen. Als sich die männlichen Dorfbewohner bei Einbruch der Dämmerung in die umliegenden Felder und Pflanzungen begaben, um diese gegen nächtliche Verwüstungen durch Elefanten, Flusspferde und Wildschweine zu schützen, schloss sich Paasche ihnen kurzerhand an. Glaubt man dem 1907 veröffentlichten Bericht über seine »Kriegs-, Jagd- und Reiseerlebnisse« in Deutsch-Ostafrika, so war dies

»eine der eigenartigsten Nächte, die [Paasche] auf afrikanischem Boden erlebte! Die Klarheit des Himmels, die scheinbar unendliche Masse des hohen Schilfes, in die die Neger barfuß, mit vorsichtigen Tritten hineingingen; das schrille ohrenbetäubende Zirpen der Zikaden die, wenn wir näher kamen, ganz plötzlich verstummten; die vielen kleinen Hütten auf hohen Pfählen, an denen wir vorbeikamen, und aus denen jedesmal eine Menschenstimme Antwort gab: Das machte auf mich einen so tiefen Eindruck; denn es war ein Stück von der Geschichte des Elefanten, des größten Wildes der Erde. Hier durfte ich noch Zeuge sein, wie halb wilde Menschen um ihre Nahrung mit den Tieren der Vorwelt kämpften; wie die Lebensweise der Dickhäuter das Treiben der Menschen beeinflusste. Und mir schien, als ob die Menschen reger, stärker und besser würden durch den dauernden Kampf.«

Nach stundenlangem Warten drangen tatsächlich mehrere Elefanten in die Felder ein, und die im Morgengrauen aufgenommene Verfolgung in Begleitung einheimischer Führer endete im jagdlichen Duell und bescherte dem jungen Marineoffizier letztendlich seinen ersten erlegten Elefanten.⁵⁷

Paasches Schilderung einer alle Sinne aktivierenden Elefantenjagd lenkt die Aufmerksamkeit zunächst auf die in der Geschichtswissenschaft weitgehend vernachlässigte

57 Hans Paasche, Im Morgenlicht. Kriegs-, Jagd- und Reiseerlebnisse in Ostafrika, Berlin 1907, S. 230–234.

akustische Dimension vergangenen Umwelterlebens.⁵⁸ Für den Jäger gehörten Geräusche unabdingbar zum multisensorischen Zeichensystem der Jagd, wie überhaupt das exotische Faszinosum »Afrika« wesentlich auch akustisch vermittelt war. Keine Savanne ohne ihre vor allem nächtliche »Sinfonie« tierischer Kommunikation oder die donnernden Hufe flüchtender Herden. Dennoch konstituierte sich Wildnis im kolonialen Kontext primär über die physische und visuelle Präsenz von Großwild. In Paasches Schilderung wird der Kontext von Krieg und Kolonialherrschaft komplett zugunsten einer zeitlosen Wildnis ausgeblendet. Subjekt und Handelnder ist das Tier; »halbwilde« Menschen sind lediglich Teil der »Geschichte des Elefanten« und mit diesen in einem elementaren Daseinskampf begriffen. Erst der Kolonialherr als Jäger bündigt und beendet die Herrschaft einer »vorweltlichen« Tierwelt, in deren Körper evolutionäre Zeit, Rasse und Raum gleichermaßen eingeschrieben sind. Über die Jagd wird also die koloniale Ordnung performativ hergestellt. Die im Tier verkörperte Primitivität ist allerdings polyvalent. Sie ist nicht nur mit Rückständigkeit konnotiert, sondern auch mit Originalität, Kraft und Virilität. Das wilde Tier verkörperte eine moralische Ökologie authentischer Primitivität und edler Wildheit, die zum Objekt des Begehrens des zivilisierten Europäers wird.

Die Feststellung, dass die Präsenz von Raub- und Großsäugetieren in den Augen der kolonialen Jäger und Naturschützer eine emotional vielfältig codierte »Wildnis« konstituierte, mag zunächst reichlich banal wirken. Doch der Kurzschluss von Wild auf Wildnis hatte weitreichende Implikationen. Charismatische Tierarten wie Elefanten gerieten dadurch zu Trägern einer ideologisierten und ideologisierbaren Raumsemantik, die ihren wissenschaftlichen Anknüpfungspunkt vor allem in den zoogeographischen Theorien des britischen Evolutionsbiologen Alfred Russel Wallace fanden. Dessen Einteilung der Erde in biogeographische Regionen beruhte auf der Annahme sogenannter charakteristischer Tierarten für die jeweilige Region. Jagd- und Naturschutzdiskurse übernahmen und vereinfachten den Begriff des »Charaktertiers«, wandten ihn auf charismatische Arten wie Löwen und Elefanten an und essentialisierten diese zu Signifikanten des sie prägenden Lebensraums. Über ihre Präsenz ließ sich die koloniale Intervention ebenso legitimieren wie die Notwendigkeit der Bewahrung von aus der Tertiärzeit überkommenen »Naturdenkmälern«. Entsprechend unterschiedlich waren die damit korrelierten kulturellen Lesarten der Savanne: für die einen wurde sie durch die Präsenz von Großwild und Raubtieren zum schlechthinigen Ort eines darwinistischen Daseinskampfes; andere wiederum lasen die »Gemeinschaft einer einzigen ungeheuren Herde« verschiedenster Tierarten auf engem Raum als Metapher ursprünglicher und paradiesischer Harmonie.⁵⁹ In der Praxis bedeutete beides eine mentale Kolonisierung afrikanischer Landschaften als vermeintlich menschenleere und »natürliche« Wildnis, denn beide Lesarten konstruierten die Savanne als Ort eines natürlichen Urzustands und als Heterotop zur geordneten und wirtschaftlich genutzten Natur Europas. Die Präsenz von Raub- und Großsäugetieren schloss nach europäischer Erfahrung und Auffassung das Vorhandensein einer von Menschen geprägten »Kulturlandschaft« aus. Alternative Humanökologien, die auf einer keineswegs konfliktfreien, aber flexiblen und dynamischen Koexistenz von Menschen und nicht-domestizierten Tieren beruhten, wurden entweder als

58 Dazu allgemein Peter Coates, *The strange Stillness of the Past: Toward an Environmental History of Sound and Noise*, in: *Environmental History* 10 (2005), S. 636–665.

59 Hier zum Beispiel Carl Georg Schillings, *Mit Blitzlicht und Büchse. Neue Beobachtungen und Erlebnisse in der Wildnis inmitten der Tierwelt von Äquatorial-Ostafrika*, Leipzig 1905, S. 12.

barbarisch und rückständig klassifiziert oder als im Einklang mit ihrer Umwelt lebende »Naturvölker« romantisiert.⁶⁰

Die Gleichsetzung von Wild mit Wildnis versetzte also lebende Landschaften in einen zeit- und geschichtslosen Urzustand und wirkte sich als mentale Geographie der Ursprünglichkeit und Rückständigkeit in Deutschland wie in Ostafrika auf zweierlei Weise aus. Erstens prägte sie langfristig deutsche Auffassungen von Afrika als einer schützenswerten, vermeintlich unberührten Wildnis. Die Gleichsetzung des Kontinents mit einer ursprünglichen und im Verschwinden begriffenen charismatischen Tierwelt wurde um 1900 in Reiseberichten, neuartigen und zoogeographisch inspirierten Präsentationsformen in Naturkundemuseen und Zoologischen Gärten, vor allem aber auch durch Fotografien lebender Wildtiere multimedial nach Europa vermittelt. Der virtuelle Import charismatischen Großwildes aus den deutschen Kolonien korrespondierte mit den Sehnsüchten einer Industriegesellschaft nach zivilisationsferner Ursprünglichkeit. Er motivierte soziales Engagement für den Schutz des afrikanischen Großwildes, offenbarte aber auch eine schmerzliche Lücke im emotionalen Naturhaushalt der deutschen Gesellschaft, nämlich das weitgehende Fehlen einer vom Menschen noch kaum beeinträchtigten Natur. Die zumindest punktuelle Restauration einer »deutschen Urlandschaft« samt ihrem Bestand an Großwild wurde zu einer der zentralen Sehnsüchte der männlichen Naturschutzgemeinde Deutschlands im 20. Jahrhundert, und die dahingehend unternommenen Versuche speisten sich auch aus den kolonialen Debatten über Wildschutz und die im Großwild verkörperte »Urnatur«.⁶¹

Zweitens folgten alle seit 1896 von der Kolonialverwaltung ausgewiesenen Wildreservate dem Mechanismus von Wild und Wildnis. Ihre Zahl stieg zwischen 1896 und 1914 von zwei auf insgesamt 15 Reservate an, womit insgesamt eine Fläche von der Größe des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg jagdlicher und anderweitiger wirtschaftlicher Nutzung zumindest vorläufig entzogen war. Das bedeutete jedoch keineswegs, dass die Reservate wirtschaftlich unproduktive Stillstandsgebiete waren. Sie waren ein fester Bestandteil kolonialer Landpolitik, und nicht von ungefähr folgte die Ausweisung der ersten Reservate wenige Monate nach dem staatlichen Zugriff auf alles vermeintlich »herrenlose« Land im Zuge der Kronlandverordnung 1895. Als kolonialstaatlich dekretierte Räume des wilden Tieres bildeten die Reservate die räumliche Komponente der angestrebten nachhaltigen Nutzung der wichtigsten Wildarten.

Dienten die Reservate anfangs vor allem der Reproduktion gefährdeter Wildbestände, wandelte sich ihre Legitimationsgrundlage, nachdem der Bakteriologe Robert Koch 1904 das Nebeneinander von Wild- und Nutztieren für unmöglich erklärt hatte und Reservate im Rahmen der Tsetse-Kontroverse als Brutstätten für Tierseuchen in Verruf gerieten. Die Wortführer der kolonialen Wildschutzbewegung ersetzten die Begrifflichkeit und Logik der Jagd durch diejenige des Naturschutzes und sprachen anstelle von Jagd- oder Wildreservaten nun verstärkt von »Naturschutzparken«. Darunter wurden dauerhaft etablierte Schutzge-

60 Als Überblick Christopher Conte, *Creating Wild Places from Domesticated Landscapes: The Internationalization of the American Wilderness Concept*, in: Michael Lewis (Hg.), *American Wilderness. A New History*, Oxford 2007, S. 232–241.

61 Dazu Bernhard Gißibl: *Grzimeks »bayerische Serengeti«: Zur transnationalen politischen Ökologie des Nationalparks Bayerischer Wald*, in: Hans-Werner Frohn, Jürgen Rosebrock, Friedemann Schmoll (Bearb.): *»Wenn sich alle in der Natur erholen, wo erholt sich dann die Natur?« Naturschutz, Freizeitnutzung, Erholungsvorsorge und Sport – gestern, heute, morgen*, Bonn-Bad Godesberg 2009, S. 229–263.

biete verstanden, die der willkürlichen Aufhebung durch das Gouvernement entzogen werden sollten. Auch wenn vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs kein solch permanenter Naturchutzpark mehr ausgewiesen wurde, legitimierten von nun an auch die Kolonialbehörden die Existenz der Wildreservate vor allem wissenschaftlich und touristisch-ökonomisch.

Die langfristige Bedeutung der Reservate kann kaum überschätzt werden, und das nicht nur, weil die britische Mandatsverwaltung nach dem Ersten Weltkrieg den Großteil der unter deutscher Herrschaft eingerichteten Wildreservate übernahm und teilweise noch ausbaute. Erstens ging mit den Reservaten eine fundamentale Reorganisation der Mensch-Tier-Beziehungen einher. Auch wenn die Reservate kaum effektiv überwacht werden konnten und die deutsche Kolonialverwaltung bestrebt war, nur weitgehend unbewohnte Gegenden zu Wildschongebieten zu erklären: Unter deutscher Kolonialherrschaft wurde die Grundlage jener strikten Trennung von Mensch und Tier, Kultur und Natur geschaffen, die Mark Cioc jüngst als »Apartheid Parks« bezeichnet hat.⁶² Die Reservate beendeten nach und nach die dynamische Koexistenz von Menschen und nicht-domestizierten Säugetieren und schufen endlose Konflikte zwischen immer rigideren Naturschutzfestungen und flexiblen Landnutzungspraktiken beispielsweise von nomadisierenden Hirten- oder Jäger und Sammler-Gesellschaften.⁶³ Das hatte vielerorts die Reorganisation lokaler Wirtschaftsregimes zur Folge, in denen Jagd und Kontrolle von Wildtieren eine wichtige Rolle gespielt hatte. Auf Erfahrungswissen basierende Praktiken im Umgang mit Tierseuchen brachen zusammen, und überall bedeutete die Einrichtung von Reservaten die Marginalisierung der betroffenen indigenen Gesellschaften: Erst durch die 1907 erfolgte zwangsweise Umsiedlung der dort ansässigen Maasai-Gruppen wurde beispielsweise der Ngorongoro-Krater im Nordosten Tansanias überhaupt diskutabel als zu schützendes Großwildspektakel. Eine nicht weniger wichtige Konsequenz der räumlichen Trennung von Mensch und wildem Tier ist in der damit verbundenen räumlichen Dichotomisierung von Naturauffassungen und Naturschutzethiken zu sehen. Eine Ethik des Bewahrens und des pfleglichen Umgangs blieb auf Pflanzen und Tiere innerhalb der Reservatsgrenzen beschränkt: Nur dort fand Natur statt und war schützenswert, außerhalb geriet sie zur beliebigen Verfügungsmasse.

Zweitens schufen die frühen Reservate die Grundstrukturen einer fragmentierten Naturschutzgeographie, deren insularer Charakter eine Vielzahl neuer Probleme hervorrief. Zweifelsohne sicherten diese Inseln langfristig das Überleben substantieller Wildtierpopulationen, doch ergab sich daraus auch eine geographische Pfadabhängigkeit des Naturschutzes, die auf den späteren Wandel wissenschaftlicher Naturschutzparadigmen nur unzureichend reagieren konnte. Um 1900 wurden Reservate vor allem nach Kriterien des Wild- und jagdlich relevanten Artenreichtums, der landschaftlichen Schönheit, der administrativen Kontrollierbarkeit und Lage innerhalb kolonialer Verwaltungseinheiten oder auch der touristischen Zugänglichkeit eingerichtet. Die Grenzen größerer Ökosysteme oder Fragen der Biodiversität spielten noch keine Rolle, und das Wissen über das Migrationsverhalten der in den Reservaten zu schützenden Säugetierarten beschränkte sich auf sporadische Beobachtungen und Vermutungen von Jägern. Wildtierpopulationen passten sich den neuen

62 Mark Cioc, *The Game of Conservation. International Treaties to Protect the World's Migratory Animals*, Athens 2009, S. 14–56.

63 Zum wohl bekanntesten Fall solcher Konflikte vgl. Jan Bender Shetler, *Imagining Serengeti. A History of Landscape Memory in Tanzania from Earliest Times to the Present*, Athens 2007; als Überblick Paige West/James Igoe/Dan Brockington, *Parks and People. The Social Impact of Protected Areas*, in: *Annual Review of Anthropology* 35 (2006), S. 251–277.

Gegebenheiten durchaus an – einzelne Jäger berichteten schon vor 1914 von Verhaltensanpassungen und Änderungen im Fluchtverhalten, die sie als Effekt der Reservate auffassten. Doch beschränkten sich die Futter- und jahreszeitenbedingten Wanderungen beispielsweise von Elefanten selten auf das ihnen staatlicherseits zugemessene Territorium, wie unzählige Beispiele von Wildkonflikten und Ernteschäden im Umfeld der Reservate belegen. Man kann die Tatsache, dass sich das Handeln der Elefanten nur bedingt an den zu ihrem Schutz gezogenen Grenzen ausrichtete, als Beleg für die letztlich Unverfügbarkeit des Tieres lesen. Auf jeden Fall verdeutlicht es eindrucksvoll die soziale und politische Relevanz tierischen Handelns, denn es war die vermeintliche und tatsächliche Verhaltensökologie des Großwildes, das die Grenzziehungsversuche überhaupt erst notwendig machte, ihre Unzulänglichkeit aufzeigte und dadurch soziale und politische Konflikte hervorrief und perpetuierte.

Drittens schließlich hatte die zunehmend wissenschaftliche Legitimation der Wildschutzgebiete und deren spätere Funktion als ökologische, ethologische und naturschutzbiologische Freilandlaboratorien die Genese eines spezifischen Wissens über das wilde Tier zur Folge, das auf den künstlich geschaffenen Laborbedingungen der strikten Trennung von Mensch und Tier beruhte.⁶⁴ Als unter den vermeintlich »natürlichen« Lebensbedingungen des Wildtiers gewonnenes *benchmark*-Wissen erforderten die Erkenntnisse von Ökologie, Verhaltensforschung und Naturschutzbiologie zu ihrer Umsetzung folglich auch wieder Bedingungen, die denen des Labors möglichst nahe kamen – idealerweise also menschenleere Parks. Naturschutz und Naturschutzbiologie bilden also ein selbstreferentielles und autopoietisches System, in dem tierisches Verhalten enthistorisiert wird und menschliche Einwirkungen vor allem als Störfaktoren beschrieben werden. Es bleibe dahingestellt, ob eine auf der strikten Trennung menschlicher und tierischer Sphären beruhende Wissenschaft vom Tier tatsächlich brauchbare Handlungsanleitungen für ein zukünftiges Mit- und Nebeneinander von Großsäugetieren und einer wachsenden menschlichen Bevölkerung liefern kann.

Als der Protagonist von Yann Martels Roman *Life of Pi* am Ende der Erzählung seines Schiffbruchs mit Tiger auf ungläubige Skepsis seiner Zuhörer stößt, wirft er ihnen enttäuscht vor, eine Geschichte ohne Überraschungen hören zu wollen.

»I know what you want. You want a story that won't surprise you. That will confirm what you already know. That won't make you see higher or further or differently. You want a flat story. An immobile story. You want dry, yeastless factuality. [...] You want a story without animals.«⁶⁵

Die drei hier diskutierten Perspektiven der Zähmung, der Jagd, und des Naturschutzes haben exemplarisch das Potenzial einer ökologisch-umweltgeschichtlichen Perspektive auf das Tier wie auch einer Kolonialgeschichte mit Tieren aufgezeigt. Tierische Präsenz und *agency* sind für das Verständnis kolonialer Herrschaft in Ostafrika unverzichtbar. Die hier vorgeschlagene ökologische Erweiterung des Verständnisses kolonialer Kontaktzonen macht auf die Beteiligung nicht-menschlicher Spezies an den Aushandlungsprozessen von Identitäten und Relationen zwischen »Kolonisierern« und »Kolonisierten« aufmerksam und betont den wandelbaren moralischen, ökonomischen und ökologischen Status einzelner

64 Vgl. Michael Lewis, *Wilderness and Conservation Science*, in: Ders. (Hg.), *American Wilderness*, S. 202–221.

65 Yann Martel, *Life of Pi*, Edinburgh 2002, S. 406.

Arten als Produkt wechselhafter Werteregimes und Machtverhältnisse. Als Räume asymmetrischer Interaktionen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Organismen und Objekten waren die Kontaktzonen kolonialer Herrschaft aber auch konkrete geographische Orte, deren physische und ökologische Qualitäten kulturelle und soziale Praktiken beeinflussten und umgekehrt. Die Lage von Steppen und Baumsavannen, das Vorkommen und Verhalten von Wildpopulationen sowie Verbreitung und Ökologie der als »Tsetse«-Fliegen berüchtigten Spezies *Glossinae* bestimmten wesentlich die Geographie kolonialer Herrschaft und Herrschaftsverdichtung in Ostafrika. Umgekehrt war die koloniale Topologie von Wildnis keine vorgefundene natürliche Wirklichkeit, sondern Produkt des Zusammenwirkens europäischer Utopien und Naturvorstellungen mit der Animation von Landschaft durch nicht-domestizierte Großsäugetiere.⁶⁶

Die im Rahmen dieses Beitrags herangezogenen Beispiele beschränkten sich zwar auf das Gebiet des heutigen Tansania, doch war die politische Ökologie wilder und domestizierter Tiere in anderen kolonialen Kontexten nicht minder von Bedeutung. Hingewiesen sei auf die transimperialen Debatten über Jagd, Ausrottung und Schutz von Paradiesvögeln in Neuguinea, die in Kampagnen gegen exotischen Federschmuck in Europa und Nordamerika resultierten, die zwischen Antifeminismus, weiblicher Selbstzivilisierung und Vogelschutz oszillierten. In Namibia wiederum trugen die politische Ökologie von Rindern und der koloniale Umgang mit Rinderpest maßgeblich zur Verschärfung der Konflikte zwischen Kolonialherren und einheimischen Gesellschaften bei. Sie gehören somit unmittelbar zur Entstehungsgeschichte des späteren Vernichtungskrieges.⁶⁷

Am offensichtlichsten sind die langfristigen Konsequenzen der kolonialen Mensch-Tier-Beziehungen aber zweifelsohne in Tansania. Hier schuf die deutsche Kolonialherrschaft die Grundlagen einer alternativen afrikanischen Moderne, in der das wilde Tier nicht wie in Europa Opfer von Rationalisierungsprozessen der natürlichen Umwelt wurde, sondern deren integraler Bestandteil. Westliches Kapital und Wissen, westliche Naturvorstellungen und Naturschutzinteressen, ein starker Zentralstaat und eine weitgehend marginalisierte Lokalbevölkerung charakterisieren die Governance-Strukturen zum Schutze des afrikanischen Großwildes bis in die Gegenwart.⁶⁸ Sie bieten reiches Material für weitere produktive Dialoge zwischen postkolonialer Geschichtswissenschaft, *human-animal studies* und politischer Ökologie.

66 Sarah Whatmore/Lorraine Thorne, Wild(er)ness. Reconfiguring the Geographies of Wildlife, in: Transactions of the Institute of British Geographers 23 (1998), S. 435–454.

67 Bernhard Gißibl, Paradiesvögel: Kolonialer Naturschutz und die Mode der deutschen Frau am Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Johannes Paulmann (Hg.), Ritual – Macht – Natur. Europäisch-ozeanische Beziehungswelten in der Neuzeit, Bremen 2005, S. 131–154; zur Politik von Rindern und Rinderpest am Beispiel Südafrikas vgl. Pule Phoofolo, Epidemics and Revolutions. The Rinderpest Epidemic in Late Nineteenth-Century South Africa, in: Past & Present 138 (1993), S. 112–143; Karen Brown, From Ubombo to Mkhuzi: Disease, Colonial Science and the Control of *Nagana* (livestock trypanosomosis) in Zululand, South Africa, c.1894–1953, in: Journal of the History of Medicine and Allied Sciences 63 (2008), S. 285–322.

68 Elizabeth Garland, The Elephant in the Room. Confronting the Colonial Character of Wildlife Conservation in Africa, in: African Studies Review 51 (2008), S. 51–74.